

Zeitschrift: Schweizer Ingenieur und Architekt
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 100 (1982)
Heft: 1/2

Artikel: Wovon die Städte leben
Autor: Schoch, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-74735>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

risch gestellte Frage gegeben hat: «In unserem föderalistischen Staat mit Gemeindeautonomie auferliegt es den Städten, sich selbst zu erneuern. Anderseits aber nehmen Bund und Kantone bei der Erfüllung ihrer raumwirksamen Aufgaben, z.B. im Bereich des Verkehrs, starken Einfluss auf die Stadtentwicklung. Hier muss Koordination Platz greifen. Eine bedeutende Rolle kommt auch dem *Stimmbürger* zu, der über die Frage der Nutzung von Grund und Boden, der Überbauung sowie der Erschliessung und Ausstattung entscheidet. *Im Mittelpunkt jeder Stadtsanierung aber muss der Mensch stehen.*»

Zum Auftakt der schweizerischen Beteiligung im Rahmen des europäischen Städterneuerungsjahres 1981 haben in Zürich die Vereinigung *Pro Renova* zu einem Symposium (20. März) und der *Schweizerische Ingenieur- und Architekten-Verein* (2. April) mit der Fachgruppe für Raumplanung und Umwelt zu je einer Studententagung eingeladen. Beide Veranstaltungen waren von einem mehrheitlich baulich-planerisch interessierten Kreise besucht. Doch nahmen auch Vertreter weiterer Fachrichtungen und Interessengebiete teil, entsprechend der Vielfalt der programmlichen Thematik.

Die veranstaltenden Organisationen hatten *Diskussionsmöglichkeiten* eingeplant. Hiervon hat das Auditorium jeweils kaum im erwarteten Umfang Gebrauch gemacht. Möglicherweise war das rhetorische Angebot dermassen erschöpfend, dass auch die (übrigens zahlreich erschienenen) Besucher am Ende zu erschöpft waren – trotz Kaffeepausen –, um die Fäden noch weiter zu spinnen. Doch bleibt den Teilnehmern noch immer die Möglichkeit, vom gehaltvollen Verlauf beider Vortragszyklen im Zeichen des Europajahres 1981 persönlich weiteren ideellen und tätigen Gebrauch zu machen.

Mensch und Stadt

Mit diesem Titel überschrieb die *Pro Renova* zugleich ihr 3. Symposium für Altbau-Renovation – eine thematische Kombination, welche dieser sich der Erhaltung und Wiederbelebung von Altbauten verpflichtet fühlenden Organisation durchaus entspricht.

Themen und Referenten:

- *Städterneuerungskampagne 1981* (Zielsetzungen des Europarates / Konzept der Kampagne in der Schweiz); Urs Widmer, Stadtpräsi-

dent von Winterthur. Um Wiederholungen zu vermeiden, sei auf die programmativen Ausführungen im Abschnitt «Der Europarat und sein Wirken» verwiesen, denen der Vortragende in seiner präsidialen Funktion gefolgt ist.

- «*Wovon die Städte leben*» (humane Erfahrungen und Grundsätze in künstlerischer und religiöser Sprache); Dr. theol. Max Schoch, Luzern; kulturpolitischer Mitarbeiter NZZ, Schriftsteller

- «*Städterneuerung in der Bundesrepublik Deutschland*»; Dr. Hans Pflaumer, Ministerialdirigent im Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, Bonn
- «*Spezielle Probleme des städtischen Hausbesitzers*»; Albert L. Petermann, Sekretär Schweiz. Hauseigentümerverband, Kantonsrat, Zürich
- «*Stellung und Aufgabe der Stadt als Zentrum*»; Dr. Ernst Huggenberger, Stadtrat, Winterthur
- «*Urbanes Leben in der Geschichte*»; Dr. Sigmund Widmer, Stadtpräsident von Zürich, Nationalrat
- *Schlusswort* von Emil Rütti, Architekt, Präsident der Pro Renova

Wovon die Städte leben

Von Max Schoch, Luzern

Der Vortragende schlug die Zuhörer in den Bann seiner mit dichterischen Zitaten bereicherten Formulierungskunst, desgleichen mit der eindrücklichen Aussage, die eine Brücke schlägt von einer christlich geprägten Weltanschauung zu den aus vergangenem und heutigem Leben gegriffenen Geschehnissen, vielfach gezeichnet durch unverblümt aufgedeckte unwürdige Zustände. Apokalyptische Visionen werden wach aus der Existenz der in den einstigen Arbeitervorstädten (heute «Verbetonierung»?). Wer schreckt nicht auf bei den ergreifenden Versen von Dehmel, Rilke, Brod und andern? Wer hat nicht die tieftraurigen proletarischen Elendsbilder (etwa aus «Weberaufstand») einer Käthe Kollwitz (1867–1945) vor Augen, oder die satirisch anklagenden Zeichnungen von Heinrich Zille (1858–1929) aus dem trostlosen Leben in den Berliner Hinterhof-Slums? Hoffnungsvoll

jedoch das feste Zutrauen Max Schochs in die künftigen Möglichkeiten einer durchsetzungsfähigen Demokratie.

Die Stadt ist das, was die Menschen glauben

Sie leben vom Menschen. Allerdings leben sie vom Menschen. Und sie leben von der Vergeistigung. Aus dieser Fähigkeit kommt die grosse Kunst. Sie ist bezeichnend für die vorbildhaften Städte, welche die der Renaissance sind: Venedig, Florenz, Siena, Rom, viele andere noch. Oder sind die Vorbilder Paris und London, die Metropolen, die Weltstädte, die Zentren geballter Macht, wo Herrschaft über Erde und Meere sich auftürmt? Sind die typischen Städte gleich Babylon, das heißt Erzeugnisse, welche die Bibel aus dem Übermut der Menschen erfasst sieht. Sind die Städte gleich Babylon Grund zum

Fluch Gottes? Sind sie Sündenpfuhl, Abgrund, Verderben des Menschen, Ursache von gegenseitigem Missverständnis, Misstrauen, Verhetzung und Krieg?

Die christliche Stadt, und das heißt überhaupt die europäische Stadt hat Jerusalem als Vorbild. Ihr Plan hat zur Mitte den Tempel, das Münster, die Kathedrale. Darum herum gruppieren sich in Kreisen die Häuser der Bürger, auch ihr Rathaus, ihre geselligen Häuser, Wirtshäuser, Lagerhäuser, Werkstätten, Markthallen, ebenso wie die Wohnstätten. Jerusalem war Vorbild und prägte die Stadt, so dass noch heute jeder Reisende verwirrt ist, wenn er im fremden Kontinent eine ganz anders geartete Stadt antrifft, die ihm durchaus amorph vorkommt, weil ihr die hohe Mitte fehlt, das Menschen sammelnde Gotteshaus.

Die Stadt ist das, was ihre Erbauer glauben. Die Städte leben von diesem Bekennen. Ihre Bewohner nehmen es auf, stimmen ein, bald bewusst, vielfach un-

bewusst. Es wird ihnen zur Selbstverständlichkeit, bis zu jenem Zeitpunkt, wo Kritik und Auflehnung sich melden. Die französische Revolution hat sowohl den Mauerring niedergelegt als auch die Kathedralen in der Mitte – wo sie es vermochte – in Trümmer gelegt, oder aber zum mindesten schwer beschädigt, indem nun die Bürger die Statuen köpfen oder zerschlugen oder die Münster umfunktionierten. Dasselbe kennt man von Russland oder von der Türkei. Die Gotteshäuser werden Kulturhäuser oder Maschinenhallen... So liest man dem heutigen Städtebau die geistige Vielförmigkeit und auch die geistige Verwirrung ab, welche unsere Kultur leiden lässt. Viele Zentren und also keine gemeinsame Mitte, keine Richtung oder wenigstens keine bewusst gewählte, eher Tendenzen, die sich kreuzen. Eine Stadt kann nicht mehr darstellen, als was ihre Erbauer und Bewohner glauben und bekennen. Sie hat nicht den Gottesdienst zum Zentrum. Das Ideal ist nicht der gläubige Mensch. Unwidersprochen steht der weltliche Erfolg im Zentrum, darum sie alle, welche Stars sind, sei es im Showbusiness, im Sport oder – weniger sichtbar, wenn man von den Geschäftsaffichen absieht – der Geschäftsmann; vielleicht dieser gar nicht, sondern seine Firmen, Fabriken, Kaufhäuser, Geldinstitute.

Diese schlagen in den Städten durch. Man bekennt sich nicht ungestraft zum Mammon. Man wählt nicht ohne Folgen den dauernden Pendel von Arbeit und Freizeit. Und es gestaltet eben – ob wir es wollen oder nicht – die Stadt und das Land, wie wir leben, was wir leben, wie wir wählen, was wir wählen. Die Städte haben Gesicht und Gehalt vom

Käthe Kollwitz (1867–1945), Graphikerin, Malerin und Bildhauerin. Als Frau eines Kassenarztes im Berliner Norden verbrachte Käthe Kollwitz den grössten Teil ihres Lebens in engstem menschlichen Kontakt mit dem Grossstadtproletariat. Den Armen, Kranken und Unterdrückten galt ihre grosse menschliche Teilnahme. Diese fand ergreifenden Ausdruck in ihrem Lebenswerk, erschütternde Darstellungen vor allem in Zeichnungen, Radierungen, Lithographien und Holzschnitten. Bedeutendes leistete sie später auch als Bildhauerin. Höhepunkte im Schaffen der Künstlerin bedeuten die Bildzyklen «Weberaufstand» (1898) und «Bauernkrieg» (1908) sowie die «Sieben Holzschnitte zum Krieg» (1924). Im Jahre 1908 wurde Käthe Kollwitz Mitglied der Preussischen Akademie der Künste. 1933 wurde ihre menschliche Kunst in Deutschland geächtet.

Heinrich Zille (1885–1929). In volkstümlich humoristischen und zugleich satirisch anklagenden Zeichnungen schilderte er das «Milljöh» des Berliner Proletariats. «Vater Zille» genoss grosse Popularität über die Elendsquartiere hinaus, wo er sein einfaches, arbeitsames Leben grösstenteils in einer zweifelstrigen Stube beim Bahnhof Westend verbrachte. Als Autodidakt gewann der Zeichner und Maler Zille (später Mitglied der Akademie) bedeutendes Ansehen. Hierzu trug auch seine Mitarbeit für die «Jugend», den «Simplicissimus» und andere illustrierte Blätter bei.



Käthe Kollwitz: «Trinker bedroht Familie»

Lebensbekenntnis ihrer Menschen, und was die Stadt dann ausdrückt, das wirkt auch wieder prägend, auf dieselben Bewohner und ihre Nachkommen zurück – so lange, bis es zur Reaktion kommt. Was wir jetzt an Widerstand gewahren, ist ein Zeichen von Leben,

das zurück will zur Souveränität. Der Wirbel soll gestoppt werden. Die Eigen gesetzlichkeit soll überwunden werden. Insofern ist der Ruf nach dem Autonom en – wenn es gründlicher und weit herziger gemeint ist als nur ein autonomes Jugendzentrum – ein nötiger Ruf.

Heinrich Zille: «Die Trockenwohner». Als «Trockenwohner» bezeichnete man Leute, die bereit waren, in die noch nassen Bauten einzuziehen – von Neubau zu Neubau –, um durch ihr Wohnen den Trockenprozess und den Ruin ihrer Gesundheit zu beschleunigen



Hoffentlich wollen wir alle autonom leben gegenüber den Zwängen. Hoffentlich wollen wir der Stadt ein Leben geben, das aus unseren Werten kommt. Wir leben von den Städten; aber die Städte leben zuerst von uns. Diese Freiheit des Menschen ist fundamental.

Die Öde in der Stadt – Verödung des Menschen

Die Städte verkommen. Viele stehen unter diesem Eindruck. Die Städte verlieren ihre Bürger. Sie werden Plattformen des Verkehrs. Sie werden Achsen der Verwaltung, politisch, ökonomisch. Das Menschliche droht sich zu entfernen. – Denkt man zurück, so war die Stadt der Lebensraum des Bürger-Menschen. Er kannte den kulturellen und zivilisatorischen Anspruch der Stadt als eine Verpflichtung für ihn. Das Geheimnis der Stadt von einst beruhte auf der menschlichen Nähe. Sie ermöglichte das gemeinsame Auftreten und Wirken. Sie ermöglichte jenen Stadttolz, mit dem der Bürger-Mensch dem Herrscher entgegnetrat.

Im letzten Jahrhundert wurden die grossen Städte in England, Deutschland und Frankreich von jenen ländlichen Menschen überflutet, welche von den Grossgrundbesitzern nicht mehr benö-

tigt, jedoch von den Industrien in den Städten anbegehrt wurden. Die sich ausdehnende Stadt und die Landflucht erschütterten die alten Strukturen. Da wie dort war Heimatlosigkeit die Folge. Die Stadt schien dem Wurzeln suchenden Menschen unfruchtbare Boden. Damals setzte sich ein Verhältnis fest, das mit Ablehnung der Stadt, ja mit Hass auf die Stadt zu bezeichnen ist. Es wirkt bis heute nach und taucht immer wieder auf.

Ich bitte euch, zerstört die Stadt,
Ich bitte euch, zerstört die Städte:
Ich bitte euch, zerstört die Maschinen.
Zerreisset alle Wahnschienen!
Entheiligt ist euer Ort,
Euer Wissen ist nördliche Wüste,
Darin die Sonne verdorrt.

(A.E., geschrieben in den zwanziger Jahren)

Dieser Vers sei hier zitiert für viele andere Dichtungen, ähnliche, welche die grosse Stadt als hohl und leer geschildert haben. Trostlos sei ihr Vergnügen, falsch ihr Gelichter, öd und dummm das Café, die Nachtbar, die Tanzdiele, ein elender Zufluchtsort aus dem Massengewühl der Strassen ...

«Schon eure Zahl ist Frevel»

Der grundsätzliche Gegner der Stadt befasst sich nicht mit einer Stadtpla-

nung, welche dem Übel mit Massnahmen beikommen will. Er sagt wie Stefan George: «Schon eure Zahl ist Frevel.» Die Grossstadt ist ein Anschlag auf das Menschliche. Sie ist böse, weil sie gigantisch ist. Richard Dehmel hat in einem eindrücklichen Gedicht dies anschaulich gemacht:

Ja, die Grossstadt macht klein.
Ich sehe mit erstickter Sehnsucht
durch tausend Menschendünste zur Sonne auf;
und selbst mein Vater, der sich zwischen
den Riesen seines Kiefern- und Eichen-
forstes
wie ein Zaubermeister ausnimmt,
ist zwischen diesen prahlenden Mauern
nur ein verbauertes altes Männchen.
O, lasst euch röhren, ihr Tausende!

Für Richard Dehmel sind die Parolen «Freiheit, Gleichheit und dergleich» leere Schlagworte der Städter, die ange-sichts der Tatsache der Masse in Wirklichkeit nichts gelten. Er schliesst seine «Predigt ans Grossstadtvolk» mit dem Aufruf:

Ihr steht und schafft euch
Zuchthausmauern –
so geht doch, schafft euch Land! führt
euch!
vorwärts, rückt aus! –

Wer dächte nicht bei diesem Aufruf an die Stadtfeindschaft der Roten Khmer, welche die Viertelmillionenstadt Phnom Penh von ihren Bewohnern säuberten. Ist dahinter nicht überhaupt eine Stadtwirklichkeit zu vermuten, die an die amorphen Menschenhäufungen gemahnt, welche die asiatischen Grossstädte charakterisieren? Das sind Städte, die überhaupt nie im europäischen Sinn Städte gewesen waren. Verdienen unsere Grossstädte diesen Hass? Sind wir nicht weitergekommen? Haben wir die grosse Zahl nicht allmählich bewältigt?

Vor hundert Jahren und noch am Anfang unseres Jahrhunderts erfüllte der Vorstadtjammer die Lyriker, welche den Verlust des ländlichen Lebens in Erinnerung riefen. Immer wieder wurde von jenen Dichtern die europäische Vorstadt als das Arbeiterviertel mit einer Hunger- und Elendszone gleichgesetzt. Unausgesetzt werden die schmalen Strassenschluchten – «der Himmel geht in gemauerten Kanälen» –, die Hinterhöfe beschworen. Lichtarmut ebenso wie Laster machen aus der Vorstadt eine Schattenwelt. Rilke schildert sie im Stundenbuch:

Da wachsen Kinder auf an
Fensterstufen,
die immer in demselben Schatten sind,
und wissen nicht, dass draussen Blumen
rufen
zu einem Tag voll Weite, Glück und
Wind –
und müssen Kind sein und sind traurig
Kind.

Heinrich Zille: «Wollt ihr weg von die Blume, spielt mit'n Müllkasten!»



Da blühen Jungfrauen auf zum
Unbekannten
und sehnen sich nach ihrer Kindheit
Ruf;
das aber ist nicht da, wofür sie brannten,
und zitternd schliessen sie sich wieder
zu.

Andere Dichter haben das Hässliche auch mit hässlichem Ausdruck in ihre Worte gefangen. Rilke nimmt ihren Protest auf in seine Tatbestandschilderung. «Die grossen Städte sind nicht wahr», behauptet er, «und ihr Menschen ... fallen tief aus Gleichgewicht und Mass ... Es ist, als ob ein Trug sie täglich äffte, sie können gar nicht mehr sie selber sein.» Wieweit hat er recht, dass der Grossstadt Mensch die echten Werte aus den Augen verliert und dafür Unwerte zu seinem Ziel setzt, welche sich verdeutlichen in der Missachtung, der der Einzelne anheimfällt, wenn der Massenverkehr über ihn hinweggeht! Die früheren Arbeiterdichter zeichneten mit grauen Strichen die kalte Gleichgültigkeit, die das Schicksal des Verehelichten war, und beschworen eben deswegen die Einzelnen zum Zusammenschluss, wie ihn das Kommunistische Manifest forderte. Die späteren Schilderer der Stadt wiesen auf den Einzelfall des Unglücks hin, das die vorbeihastende Menge als aufregende Abwechslung wahrnimmt und schnell vergisst. Ob Laster und Lebensnot, ob Unfall und Tod des Einzelnen: Die Stadt hat kein Herz, keine Liebe und kann es nicht haben. Schon die Zahl ist Frevel, kommt vom Bösen und macht aus jeder Grossstadt Babylon.

Versachlichung der Stadt

Im Verhältnis zur Stadt wird ein Verhältnis zur Welt und zum Dasein akzentuiert. Jene ältere Generation empfahl noch als Alternative das Land. Aber nicht alle diese Poeten wählten das Land wirklich. Als die Städte in Trümmern lagen, beklagten sie deren Untergang. Was früher Sodom und Gomorrha schien und entsprechend verdammt wurde – nun als die Untergangenen glichen die Städte dem einstigen heiligen Jerusalem, von den Römern geschleift. Für viele, die an den Städten mit Hassliebe hingen, trat aus den Ruinen die Möglichkeit einer menschlichen Stadt wie eine Verheissung hervor.

In der Generation nach den zwei Weltkriegen nehmen viele die Stadt an, freilich ohne Begeisterung. Sie entdecken nicht wie noch Max Brod «die Schönheit des Pflasters» in ihren Steinen. Sie lassen sich auch nicht täuschen wie einer der expressionistischen Arbeiterdichter, die der Sang der Stadt traf «wie greller Tubaschrei, nicht Hirtenflöte taugt ihm, nicht Schalmei». Unsere



Käthe Kollwitz: «Brot»

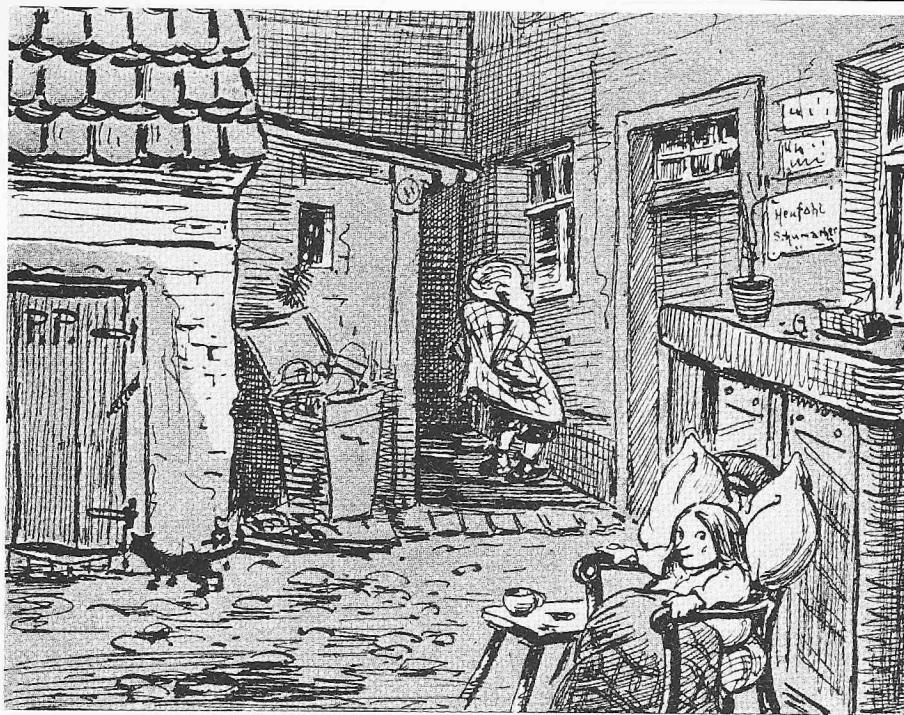
Zeitgenossen sagen Ja zur Stadt mit Sarkasmus, weil sie ihren Siegeszug gerade in der Wiederauferstehung, die durch die enorme Wachstumsphase der Wirtschaft beschleunigt wird, hinnehmen müssen.

Drohende menschliche Verarmung

So wie das Stadtkollektiv nicht mehr anspricht, so gibt noch viel weniger die Siedlung, die einst als Vorstadt dem Mitleid und dem Protest die Gründe und die Bilder bot, dem heutigen Menschen einen poetischen Vorwurf. Ihre Inhaltslosigkeit ist der Durchschnitt, der gefällt. Die Vorstadt ist die Spielstadt der Kinder, die Wohnstadt der Eltern. Arbeit und Kultur sind ausserhalb, wurden in der Grossstadt zurückgelassen. Am krassesten hat es sich seit langem in Nordamerika entwickelt, begünstigt durch den Vorrat an Raum und durch das billige und schnelle Automobil. Die «suburb» ist die Zuflucht der Kleinfamilien, welche das eigentliche Lebenszentrum darstellen, während die Arbeit als Job nur deren

Unterhalt dient. Die Grossstadt ist die Agglomeration der Jobs.

Die Arbeitervorstadt von einst gibt es kaum mehr. Es gibt Vorstädte mit lauter Einfamilienhäusern und Vorstädte mit lauter Reihenhäusern. Während die Stadt und das Dorf sozial durchmischt waren, ist man in den Suburbs und nun auch in vielen europäischen Vorstädten «unter sich». Schon gibt es auch bei uns jene Fälle, dass aus einer Siedlung in eine andere, nämlich teurere, umzieht, wer im Geschäft befördert worden ist. Der rationelle Siedlungsbau der Generalunternehmungen in den sechziger Jahren hat die Entmischung und Sortierung nach Einkommensklassen stark vorangetrieben. Aber auch der Reihenhauswohnung haftet nicht mehr das Odium der Lichtlosigkeit und der schlechten Gerüche an. Sie ist nur laut, weil schlecht isoliert. Im übrigen entschädigen eine perfekte technische Küche und ein komfortables Badezimmer die Unzukömmlichkeiten des Wohnblocks. Das kleine Glück der Familie ist doch möglich. Das Auto und



Heinrich Zille: «Mutta, gib doch zwee Blumtöpfe raus, Lieschen sitzt so gerne ins Grüne!»

das Fernsehen, die Plattensammlung und etwas Lesestoff betonen, dass hier die Freizeit alles gilt. Im übrigen steht überhaupt der Konsum im Vordergrund. Nur ein einziges Menetekel stört: die Erziehungsschwierigkeiten der Kinder, hervorgerufen durch die Distanz zur realen Arbeitswirklichkeit.

Lange sah man die Vorstädte für Zweige, vielleicht sogar für blütenreiche und früchtebehangene Zweige der Städte an. Es erweist sich jetzt, dass sie eher Schmarotzern gleichen. Wehe der Stadt, an der zu viele und zu kräftige Vorstädte saugen! Sie befassen sich kaum mit den grossen Aufgaben der Stadt für ein städtisches Kulturleben, für Sicherheit und Gesundheit. Aber sie ziehen die wichtigsten Leute ab, die Angehörigen der unternehmerischen Kader, die Stützen des musischen und intellektuellen Lebens. Diese gehen der Grossstadt als politische Bürger verloren. Sie ziehen sich in ihre spezielle Tätigkeit zurück, dienen ihrem Erfolg und bauen daneben, so gut es geht, am familiären Lebenszentrum. Die Stadt hat sie nicht mehr, und sie sind dessen froh. Wenn einer Grossstadt die Vorstädte über den Kopf wachsen, geht sie zu grunde. In Zürich und Basel kommen die Vorstädte der Metropole an Volkszahl bereits gleich.

Das Feld der Sorge

Es ist tatsächlich nicht mehr so, dass die Stadt dem Sorge bereitet, der an die echten Lebensqualitäten denkt. Das Feld der Sorge sind die Vorstädte, die urbanisierten Dörfer. In einer alten, längst vergangenen Zeit verließen die Reichen des Patriziats die Städte und bau-

ten sich auf dem Land ihre Residenzen. Heute verlassen wichtiger die Städte und in übergrosser Zahl: die jungen Leute, welche sich auf Grund ihrer Arbeitseinkommen zwar auf dem Land, aber nicht in der Stadt Wohnungseigen-tum leisten können. Es müsste zur Aufgabe einer städtischen Politik werden, gerade jenen Jungen das Wohnen in der Stadt lieb zu machen. Die meisten ziehen nicht aus, weil sie der Stadt grundsätzlich den Rücken kehren wollen, sondern weil sie in jene Einkommens-kategorie gelangen, die sich einen frei-zügigen Lebensstil leisten will, aber die Stadthäuser ihrer Eltern nicht mehr oder noch nicht tragen kann. Ihnen kann die Stadt freilich nicht mit einem sozialen Wohnungsbau helfen. Geht die Grossstadt darauf aus, ihre Woh-nungszahl zu erhalten, die Wohndichte zu erhöhen, so vertreibt sie diese Ju-gend erst recht auf das Land, das ja tat-sächlich weitgehend schon Vorstadt ist.

Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts bereiteten die Vorstädte Sorge dadurch, dass sie gegenüber der Lebensqualität der Städte selbst abfielen als Welt der Hinterhöfe und der Strassenschluchten. Im letzten Viertel des 20. Jahrhun-derts meldet sich eine neue Klage, näm-lich die Klage der Städte gegenüber den Konsum- und Freizeitstädten ausserhalb ihrer Grenzen.

Die Situation ist im privaten Schicksal nicht fassbar, wie es das zur Zeit der Elendsquartiere war, es sei denn, wir hätten es vor uns in den Verwahrlosen, die den Zusammenhang mit einer verantworteten Welt verloren haben, näm-lich mit der Welt, in welcher Spiel und Genuss hinter dem Wirken in Beruf

und Politik als zweites und drittes zurückstehen müssen. Die Situation ist nur fassbar in jenen Zahlen der Statis-tik, durch welche sich das Leben der Kollektive spiegelt. Aber das Problem ist dennoch ein menschliches. Es ver-dient unsere Aufmerksamkeit.

Ein Mensch, der in der Stadt nur noch die nackten Lebensfunktionen erfüllen will, der von ihr nur noch Wasserver-sorgung und Polizei erwartet, baut kei-ne Bürger-Menschen-Stadt mehr. Aber von diesen Nutzniesser- und Verwal-tungsstädten ist auch nichts Hohes und Wertvolles mehr zu erhoffen. Mit *Bert Brecht* zu sagen:

... von diesen Städten wird bleiben:
der durch sie hindurchging, der Wind!
Fröhlich macht das Haus den Esser: Er
leert es.

Wir wissen, dass wir vorläufige sind,
Und nach uns wird kommen: Nichts
Nennenswertes.

Städte leben nur vom Nennenswerten. Sagen wir es unmissverständlich: Sie verspiessern, wenn der Geist auswandert. Der Geist aber ist eine innere Fähigkeit des Menschen, jeden Trieb, auch den technischen, zu lenken, in-dem er ihn dem wahren menschlichen Wert unterwirft. Geist haben, heisst, kritisch und mehr als kritisch bleiben, nämlich konstruktiv, bildend, fähig, das Materielle als Material zur Hand zu nehmen, anzuwenden und auszuschei-den und einem Ziel zu unterwerfen. Geist gibt es nur als Verantwortung, Verantwortung wortwörtlich genom-men, nämlich als Freude am Wort, das man vernimmt – ich sage es christlich – vernimmt in Schöpfung und Offen-barung, als Freude am Nachdenken, am Vorausdenken auch.

Städte leben nur vom Nennenswerten. Ich komme auf ein Schlagwort zu spre-chen, das Elitäre. Es wird allgemein verpönt. Die Wirklichkeit des Lebens ist anders. Das Leben selbst treibt Aus-lese. Der Förster, der Gärtner, der Bauer muss auslesen und durch Auslese fördern. Es kommt nur darauf an, nach welchen Prinzipien! So kann die Stadt nicht leben, wenn sie keine Auslese treibt; und sie kann es noch viel weniger, wenn die Auslese gegen sie ver-läuft.

Gibt es noch Städte?

Das Letzte: Gibt es überhaupt noch Städte? Die statistische Zahl Zehntau-send macht aus einem Haufen Häuser und Strassen noch keine Stadt. Gibt es noch Städte, welche die lebendige Nähe von Menschen, die ihre Unterschiede und ihre Ähnlichkeiten mischten und zu einem andauernden Gespräch machten, zu einer kulturellen Gemein-schaft machten, die zugleich eine politi-sche Einheit mit ihrer nationalen und



Berlin: Hof an der Fischerstrasse, um 1900



Hof an der Fischerstrasse, vor dem Abbruch

kontinentalen und globalen Verantwortung waren? Eine Stadt von heute ist vor allem in der Schweiz so stark mit der Landschaft und damit auch mit der nächsthöheren politischen Grösse, dem Kanton, und durch diesen mit der Nation verwachsen, dass die Stadt als kulturelle und menschliche Wirklichkeit ebenso wie als Ganzheit von Wohnbereich und Arbeitsplatz etwas geographisch Weiträumiges geworden ist.

Die Städte leben davon, dass sie diese Tatsache erkennen und ihr auch materiell organisatorisch in allen Beziehungen entsprechen. Zürich ist auch da präsent, wo politisch nicht mehr Zürich ist, nicht nur in Küsnacht, auch in Baden, Zug und Luzern. Und Zürich lebt davon und wird es immer mehr tun. Die junge Generation empfindet und betätigt sich so im Sprung von Ort zu Ort, Land zu Land, dass wir in Zukunft mehr als je erleben werden, dass Städte von einem Dialog der Städte leben.

Ich rede optimistisch. Ich meine es programmatisch: Das Nennenswerte und das Problematische, das die Städte teilen, ist nichts anderes als das Menschliche. Das Urbane war schon immer das Humane. Es muss es wieder werden. Wenn unsere Städte ihre Funktion erfüllen sollen, die sie in Europa und in der Welt haben sollen, dann muss es das Menschliche sein.

Es ist eine ungeheure Anstrengung nötig, um die Verkehrsplattformen, die so gefrässig nach der einstens strahlenden Mitte der Städte greifen, so einzufrieden, dass das eigentliche Leben inmitten der Stat gelebt werden kann, ja, dass die Stadt das lebendigste Leben geradezu anzieht. Es braucht eine energische Bemühung, um die rationale Intelligenz mit ihren Hirnpalästen im Leib der Städte so unterzubringen, dass der Computer nicht an die Stelle der Häu-

ser tritt, welche den Geist in der Stadtmitte hausen lassen.

Wem ist diese Anstrengung zuzutrauen? Ich glaube, dass die Demokratie dazu fähig sei. Sie wird das grosse Werk zustandebringen, wenn die allgemeine Mentalität die Überschwemmung durch die bloss technische, bloss rationale, bloss rechnerische Intelligenz überwindet und das Wertvollere gegen-

über dem weniger Wertvollen durchsetzt. Aber der Lernprozess ist weiterhin lang und schmerzlich. Ohne Auseinandersetzungen auf allen Ebenen, den politischen, sozialen, kulturellen wird es nicht abgehen.

Die Städte leben von der Einsicht und der menschlichen Kraft, die das innerlich Erkannte dem äusserlich Gestaltbaren gegenüber zur Gestaltung bringt.

Berlin: Abbruch der alten Häuser an der Fischerstrasse, im Vordergrund Montage von Hochhäusern. Von der Trostlosigkeit in die Öde ...

